

Volksmusik, Dialect und Dialectpoesie.

Zu den beneideten Schätzen der österreichischen Monarchie gehört ihr großer, sich fortwährend erneuernder Reichthum an mannigfaltigster Nationalmusik. Die musikalische Grundmacht, die Oesterreich allein schon in der naiven Kunst seiner Volkslieder und Volkstänze besitzt, — diese „Kunst vor der Kunst“ — macht es zum ersten Musikreich der Welt.

Deutsche, Slaven, Ungarn und Italiener, — sie bilden die vier scharf getrennten Hauptgruppen unserer Nationalmusik. Man könnte sie, nach dem hervorstechendsten Charakterzug ihrer Lieder, fast wie die vier Temperamente classificiren und die Italiener als das sanguinische, die Ungarn als das choleriche, die Slaven als das melancholische, endlich die Deutschösterreicher als das phlegmatische Temperament im musikalischen Gesamtösterreich bezeichnen. Die Volksweisen Niederösterreichs haben keinen dieser Provinz ausschließlich eigenen Originalcharakter, sie gehören musikalisch mit zur großen Gruppe der österreichischen Alpenländer: Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol. Mit den Nationalmelodien dieser Länder haben die niederösterreichischen gemein: die überwiegende Herrschaft des Dreiviertelactes und der Dur-Tonart, den ländlerartigen Rhythmus, das behäbige Zeitmaß des Moderato oder Allegretto. Tirol steht gleichsam an dem einen, Niederösterreich an dem andern Ende dieser köstlichen Reihe; neben dem kühnen Alpencharakter der Tirolerweisen mit ihren weithinschallenden Rufen und Tödlern erscheint Niederösterreich auch musikalisch wie ebenes Land. Innerhalb dieser Familienähnlichkeit, die sich auch auf das bairische Hochland erstreckt, fehlt es freilich nicht an bezeichnenden feineren Unterschieden, welche ein durch längeren Aufenthalt geübtes Ohr den Volksweisen der verschiedenen Gaue abgewinnt. Der musikalische Charakter dieser großen Gruppe tritt viel schärfer als in Niederösterreich hervor in Steiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol.

Was die in Niederösterreich gangbaren Volkslieder (meist „Gstanzln“, „Bierzeilige“) betrifft, so zeichnet sie innerhalb des vorwiegend heiter-gemüthlichen Charakters der ganzen Gruppe wohl am meisten das Witzige, Humoristische aus, die salzigeren Bestandtheile von Spott und Ironie. Das ist der Einfluß der städtischen Culturelemente, welche von Wien aus in die anwohnende Bevölkerung strömten, insbesondere einer der Residenz ganz eigenthümlichen populären Erscheinung: der Volksjäger. Ihre glücklichen Einfälle dringen schnell ins Volk, werden Volkslieder und eine Zeitlang allerwärts gesungen, bis sie einem neuen in Schwung kommenden Liede Platz machen.

Es ist nicht nöthig, daß der Autor geradezu unbekannt und unerforschbar sei. Was von einem volksthumlichen, naiven Talente aus dem Sinn und Gemüth des Volkes

heraus geschaffen ward, verbreitet sich alsbald, wird Volkslied; ein Kreis von Gebildeten kennt den Namen des Erfinders, das Volk fragt nicht darnach und erfährt ihn nie. So hat Alexander Baumann (der selbst keine Note kannte) reizende Lieder im österreichischen Dialect gedichtet und componirt, die wirkliche Volkslieder bei uns geworden und geblieben sind. Wer hätte sein Lied: „Ich hab' die ganze Nacht vor ihrer Hütten g'wacht“ und die Lieder der Mandl aus dem „Versprechen hinter'm Herd“ nicht schon in österreichischen Bauernhütten singen oder auf der Zither spielen hören? Wenn Moser und Fürst die „alleweil fidele“ Seite der österreichischen Volksweise repräsentiren, so fehlt anderseits auch die sentimentale nicht: sie klingt in Greips „Mailüfterl“ (Gedicht von Klesheim), in Ad. Müllers „Mei' Hütten“, in dem durch Grois verbreiteten „'s Herz is a g'spaßigs Ding“ und anderen populär gewordenen Wiener Liedern an. Schon diese Beispiele volkstümlicher, aber durchaus auf Wiener Boden gewachsenen Lieder zeigen den bestimmenden Einfluß der Hauptstadt auf das Land Niederösterreich. Außer den Volksjüngern übt die kaiserliche Wiener Tanzmusik, wie sie Lanner und die beiden Strauß geschaffen, einen fortwährenden Impuls auf die österreichische Volksmusik außerhalb Wiens. Ein drittes, weniger naives und darum nicht unbedenkliches Element, das von der Hauptstadt in die eigentliche Volksmusik eindringt, sind die Melodien aus den beliebtesten Wiener Operetten. Eine ländlich idyllische Färbung erhalten alle diese Weisen, Tänze und Lieder durch die auf dem Lande sehr verbreitete Zither. Sie ist ein unseren Alpenländern (sammt dem bairischen Hochland) ausschließlich angehörendes Nationalinstrument. Noch mehr in Tirol, Steiermark und Salzburg zuhause, wird die Zither doch auch im Erzherzogthum Österreich selbst von musikalisch ganz ungeschulten Landleuten mit Vorliebe und Talent gepflegt. Außer der von hauptstädtischen Einflüssen bestimmten Strömung äußert sich auch eine zweite — im engeren Sinne ländliche — in den Liedern der von Wien abgelegeneren Landstriche Niederösterreichs, insbesondere in dem Gebiet des Ötcher. Da werden auf Hochzeiten und anderen Festen zahllose „Bierzeilige“ improvisirt und zu bekannten Melodien abgesungen. Charakteristisch sind in den Volksliedern dieses Gebietes gewisse cadenzartige Tonfolgen, in denen zwei Stimmen sich in harmonischer Fortschreitung auf und ab bewegen. Man begreift sie unter dem Namen „Almaz'n“ oder „Hallaz'n“ und pflegt sie auch dem Strophenlied als Refrain anzuhängen.

Nach dem Volksgejange soll der Volkslaut, die Mundart ins Auge gefaßt werden. Eine große Nation mit weit ausgedehnten Wohnsigen, die von der Seeküste über Tieflandstrecken und Wellenlandschaften bis zum Hochgebirge aufsteigen, entzieht sich nirgends dem Einflusse der Landesbeschaffenheit: der Volkscharakter variirt nach landschaftlichen Abstufungen; je kräftiger individualisirt das Gebiet, desto mannigfaltiger erscheint das Volk selbst, in Stämme gespalten, die wieder verschieden sind nach Anlage, Neigung,

Bedürfniß, Brauch, Tracht und Ausdruck. Wie der Stamm zum Volke, so verhält sich nun die Mundart zur Sprache. Dieselbe theilt aber auch die Schicksale des Volkes; politische Trennung differenzirt, Vereinigung assimiliert den sprachlichen Ausdruck. Wie für das erstere Holland, ist für das andere Österreich ein typisches Beispiel. Über das ganze weite Gebiet der deutschen Zunge in Österreich wird heute die gleiche Mundart gesprochen, ein Bergdialekt, eines der Hauptglieder des großen deutschen Sprachstammes, das Baiarisch-Österreichische, das von der Quelle der Eger bis zu der des Sponzo, von der Malser Heide bis zur Bezwa-Furche herrscht, ja darüber hinaus (Brody; sette et tredici comuni), nie fest begrenzt nach Osten, desto scharfer jedoch nach Westen, freilich erst jenseits der Marken unseres Reiches (Lechgrenze).

Wenig günstig lautete das Urtheil der Ahnen über unsere Sprache; der raue Bergdialekt galt ihnen für grob und unschön — wir dürfen, ohne in süßliche und übertriebene Schwärmerei zu verfallen, den Ausdruck der Heimat als einen der Grund- und Ecksteine des germanischen Sprachbaues betrachten. Wie sich im Prisma der Sonnenstrahl bricht, vielfach und vielfarbig erscheint, in sieben Strahlen zerlegt, und wie jeder einzelne derselben reale Wirklichkeit besitzt und sie alle zusammen doch nur ein Ganzes bilden als weißer Strahl, so existiren die Mundarten neben einander und verschmelzen mit einander in der Schriftsprache, zu deren Bildung jeder Stamm zu seiner Zeit das Seine beigetragen, auf der jüngsten Stufe ihrer Entwicklung, im XVI. Jahrhundert aber vor Allem die damalige Ausdrucksweise der kaiserlichen Kanzlei — das Österreichische.

Hierbei ist wohl zu unterscheiden zwischen dem Dialect der Landschaft und der landesüblichen, namentlich in vornehmen und gebildeten Kreisen angewandten Umgangssprache. Diese lehnt sich an die Schriftsprache, die dabei mehr oder minder dem Dialecte, besonders in Rücksicht auf Wahl des Ausdrucks, aber unter Vermeidung alles dessen, was niedrig oder abgebraucht erscheinen könnte, zumeist aber hinsichtlich des Satzbaues assimiliert wird. Diese darzustellen ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, weil im Wortschatz einzelner Gebiete die Anwendung gewisser Ausdrücke in verschiedenen Bedeutungen, insbesondere aber die Vermeidung mancher völlig schriftgemäßen Wörter zahllose kaum zu fixirende Variationen zur Folge hat.*

Es ist ebenso unmöglich, ein vollständig fixirtes, unbedingt abgeschlossenes Bild einer lebenden Sprache, auch auf noch so beschränktem Raume, zu geben, als es gelingt, einen Wasserfall im Lichtbilde darzustellen; immer mahnt das Resultat an die

* Alle umständlichen und schwer verständlichen Zeichen sind vermieden; nur Folgendes wolle bemerkt werden: schwankende Aussprache des Vokals, z. B. Vergrößerung des a gegen o ist bezeichnet: Schaʿ; ungewohnte Diphthonge tragen eine Klammer, hāh; der griechische Circumflex ist das Zeichen der Nasalirung, Maʿ (Mann), Stā (Stein); der gewöhnliche Apostroph bezeichnet den Ausfall eines beliebigen Lautes: aʿjaʿn (abfahren); der verkehrte den Anfall eines r: Stanaʿ (Steiner, für hochdeutsch Steine), liābaʿ (lieber).

Unzulänglichkeit der Mittel. Dieses ganz moderne Product, die Umgangssprache, das heißt die dialectisch beeinflusste, je nach dem individuellen Bildungsgrade und dem persönlichen Wortschatze verschieden gestaltete Schriftsprache ist eben allzu verschieden von der Mundart, einem altorganischen, historisch entwickelten Gebilde; diese zeigt sich aber an Ausdrücken aller Art noch viel reicher als jene. Der Wortschatz der österreichischen Mundart — alle jene Worte ausgeschlossen, die die Schriftsprache aufgenommen hat — zählt, so weit er lexikographisch gesammelt ist, nach Zehntausenden. Dazu kommt noch eine Fülle von Ausdrücken, zum Theile selbständig gesammelt, zum Theile aber auch noch gar nicht beachtet, die den verschiedenen Handwerken und Beschäftigungen eigen sind. Bezeichnungen für Pflanzen und Thiere, Körperteile, Hausräume, Sinne, Sitten — Alles, je häufiger der Mensch das Ding zu nennen gewohnt ist, hat seine besonderen und oft mannigfaltigen, oft sehr fein abgestuften Bezeichnungen. Ein Blick nach dem Speisezettel, der den Fremden das erstmal wohl verblüfft, kann uns da belehren, wenn wir uns ganz geläufige Ausdrücke, wie: Schnitzel, Bries, Beuschel, Scherzel, Kruspel und viele ähnliche, die alle Theile des Kindes bezeichnen, hochdeutsch wiederzugeben versuchen. Dabei, wie gesagt, ein fast unübersehbarer Reichthum an Bildungen und Synonymen, deren Ausbreitungsgebiet innerhalb der Mundart selbst sehr verschieden ist; manche Wörter sind allenthalben üblich, andere nur auf eng umschriebenem Raume; abgeschlossene Thäler, wie die tiefeingeschnittenen Acheengebiete Salzburgs und Tirols, sind besonders reich an selbständigem Wortschatze. Mitunter begegnen uns Ausdrücke von höchstem Alter. Die Macht der Volksgewohnheit, der conservative Charakter des Bauers, Abgeschlossenheit vom Weltverkehr, dabei intime Berührung innerhalb fester Grenzen sind die Factoren, die für die Bildung des Wortschatzes maßgebend sind. So bietet die Mundart ein Bild hoher Alterthümlichkeit; veraltete Ausdrücke, alte Fügungen, einfacher Bau blieben erhalten, die in der Schriftsprache längst untergegangen sind. Es ist beachtenswerth, wie treu, ja zähe das Volk an einzelnen Wendungen hält. So taucht eine uralte, vor einem Jahrtausend schon nicht mehr geschriebene Dualform des persönlichen Fürwortes, freilich verflacht zur Bedeutung der Mehrzahl, nach wenigstens sechshundertjähriger Bergflucht wieder auf, um, in der Umgangssprache der Gebildeten gemieden, im Munde des Bauers bis heute fortzudauern, das bekannte es, enger, enk, enk. — Welche Perspective eröffnet es, wenn wir ein der Schriftsprache fremdes, bei uns allgemein verstandenes Verbum urassen (mit einer Sache, besonders Speise, wählerisch, verschwenderisch gebaren) in der gothischen Bibel des Wlfulas lesen, unverändert nach Laut und Sinn, an der Stelle, wo vom armen Lazarus die Rede ist, wie er zu der Tafel des Brästers aufblickt! Vornehmlich die Orts- und Familiennamen bieten reiche Belege; oft genug ist das einst klare Wort als heute unverstandene leere Bezeichnung stehen geblieben. In dieser Beziehung ist unser

weites Alpengebiet ein uner schöpfliches Feld, wo der Forscher durch immer neue Funde überrascht wird.

Was nun insbesondere die Stellung Niederösterreichs innerhalb des großen Gesamtgebietes der Mundart betrifft, so ist wohl zu beachten, daß nach Osten und auf eine kleine Strecke auch im Norden die Landesgrenze zugleich Sprachgrenze ist; nach Westen dagegen ist der Übergang ein sehr allmäliger und die Sprache des Landvolkes jenseits der Traisen nähert sich mehr und mehr der Oberösterreichs; noch weniger ist eine feste Abgrenzung möglich nach Süden, wo die große Kalkalpengruppe mit ihrer eigenthümlichen Schattirung, die man als obersteirisch bezeichnet, weit ins Land dringt, dessen politische Grenze erst vor wenigen Jahrhunderten vom „kalten Gang“ auf den Semering vorgeschoben wurde. Aber auch innerhalb des Landes sind wieder verschiedene Schattirungen zu unterscheiden. Ganz abzuweichen ist zuvörderst von Wien, der Großstadt; hier reden die gebildeten Kreise die Umgangssprache mehr oder minder stark local gefärbt; der Localton aber herrscht rein in den Vorstädten, ein Jargon, für den einerseits der jäh steigende Ton, der mit dem Sprechende gleichsam abspringt, charakteristisch ist, andererseits die Aufnahme einer Fülle von Vocabeln, die auf die verschiedenartigsten Einflüsse zurückzuführen ist: Invasionen, Handelsverkehr, Zuwanderung namentlich slavischer Arbeiter, die Umgangssprache, ja die durch Menschenalter geübte romanische Hofsprache und andere Umstände. Allerdings haben sich dann einzelne Ausdrücke weiter verbreitet (z. B. Kaufe Beisperrbrot, Umbrell'n Regenschirm), aber doch scheidet sich dieser Jargon scharf vom Dialect; jener herrscht, wie der Niederösterreicher sagt, in der „Stadt“, dieser (auf dem) „am Land“. Da haben wir wieder drei Bezirke zu unterscheiden; das Hauptgebiet, dessen Rede nach Ost und Süd in obderennische und steirische Rede übergeht, sind die beiden Wienerwald-Quartiere. Vom Norden des Landes scheidet sie der Lauf der Donau und die beiden, am linken Donau-Ufer gelegenen (Manhart's-) Quartiere trennt wieder das tief eingeschnittene Thal des Kamp. Der Westen dieser Landeshälfte, das Waldquartier, ward erst zur Babenberger-Zeit überwiegend von fränkischen Colonisten bevölkert; so ergibt sich eine an sich paradoxe Erscheinung: das Fränkische überhaupt ist heute vielfach so sehr vom Baierschen beeinflusst, daß wir uns wohl hüten müssen, aus vielfacher Ähnlichkeit etwa der Kremser und Bamberger Rede in Vocalismus und Vocabular weitgehende Folgerungen zu ziehen, die sich leicht als zu kühn erweisen möchten; aber die specifisch österreichischen Eigenthümlichkeiten (oi = iu, eu, ei = i und dergleichen) sind auf diesem Raume erst später durchgedrungen, haben sich aber dann zum Theile hier reiner erhalten als an ihren Ausgangspunkten, wo sie bereits der Zahn der Zeit angreift. Der Osten dagegen, das Land zwischen Kamp und March, zeigt andere Besonderheiten; eigen ist diesem Gebiete der Diphthong ui: Muida', er tuit (rein niederösterreichisch Muatta', er

tuat, mit unentschiedenem, das heißt fast consonantischem, in r übergehenden Klange des a); Neigung zur Zerdehnung: *muring* (morgen), *ā solicha'* (rein niederösterreichisch: *ā so ā*); eine ganz merkwürdige Umformung des neutralen Pronomens: 'si regent und anderes. Es ist das eine räthelhafte Erscheinung; die Sonderstellung dieses Gebietes erscheint unaufgeklärt, von fremdem Einflusse ist keine Spur; im Gegentheile hat sich die Redeweise dieses Stammesbruchtheils sogar ausgebreitet und herrscht heute noch in den nördlichen Enclaven die alte Reichsstraße entlang bis auf die Sprachinseln um Brünn.

Über die Schranken unserer festen historischen Kenntnisse kommen wir nicht hinaus. Wohl haben Markomannen und Quaden dies Gebiet beherrscht, Langobarden und Gepiden es durchzogen, Rugier und Heruler hier gehaust — aber in jene Zeiten führt keine Spur zurück. Die ersten sicheren Anhaltspunkte gewinnen wir mit der Ausbreitung der Slaven in den Alpen, auf die eine bedeutende Anzahl von Orts-, Fluß- und Bergnamen zurückgeht. Nur so viel können wir sagen, daß die bairische Mundart — obwohl gleich ihrer fränkischen und schwäbischen Schwester ein Ast vom westgermanischen Stamme — einzelne Eindrücke ostgermanischen Gepräges empfangen hat (so *Frta'*, *Erhta'* = Dienstag und andere), wohl infolge der vielen Durchzüge, des langen Aufenthaltes, dauernder Herrschaft, endlich weiter Zerstreung gothischer Stämme und Geschlechter auf diesem Gebiete.

Fragen wir nach den charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die der Österreicher nicht leicht ablegt, so werden wir zunächst auf das wichtige Gebiet der Betonung geführt. Der bedeutende Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, den wir hier finden, ist umso auffälliger, als die Betonungsgesetze im Deutschen sonst auf das strengste beobachtet werden und die allerwenigsten Ausnahmen zulassen.

Da ist zunächst die Verwechslung der Quantitäten zu beachten: im Dialect tritt statt der Neigung des Neuhochdeutschen, die alten Stammsilben zu verlängern, sehr häufig die entgegengesetzte Tendenz, Verkürzung der langen Silbe, auf; dagegen werden wieder hochdeutsche Kürzen entweder durch Diphthongisirung oder Nasalirung verlängert: *Vo^ada'* (Water), aber *Müatta* und *Ma^a*. Diese Verwechslungen sind besonders auffällig, wenn der Österreicher hochdeutsch sprechen will.

Bei weitem interessanter ist das der Mundart eigene Bestreben, entgegen dem germanischen Grundgesetze und dem allgemeinen Brauche den Ton von der ersten Silbe gegen das Wortende zu rücken. Ob hierher die Gewohnheit gehört, gewisse Ableitungssilben zu verdoppeln (*Glaferer*, *Klampferer*, *Wilderer* und dergleichen), steht dahin. Aber sicher fällt unter diesen Gesichtspunkt der Brauch, beim Zusammentreffen einsilbiger Formwörter, insbesondere des Vorwortes mit dem Fürworte, den — richtig dem ersteren zukommenden — Hochton auf das zweite zu verlegen: bei *sich sein*, *tragen*, auf *sich sehen*, zu *sich kommen* u. So fest wurzelt diese Gewohnheit, daß sie nicht nur

in der Umgangssprache nicht abgelegt, sondern die richtige Betonung sogar als fehlerhaft, mundartlich, slavischem Einflusse entsprungen betrachtet wird. Ebenso allgemein ist die unrichtige Betonung zusammengesetzter Orts- und von solchen abgeleiteter Familiennamen, vielleicht die merkwürdigste Besonderheit unserer Mundart. Entgegen, wie gesagt, dem deutschen Betonungsgesetze, wonach das erste, das Bestimmungswort den Hochton trägt, legt der Österreicher den Accent auf das zweite, das Grundwort überwiegend bei drei- oder mehrsilbigen Ortsnamen mit einsilbigem Bestimmungsworte, schwankend bei zweisilbigen Wörtern; also Neunkirchen, Pfaffstätten, Verchenfeld, Langenlébarn, Sieghartskirchen, ja sogar Leopoldstadt, Mariahilf — dagegen Baumgarten, Mühlschüttel, Neusiedel; Sechshaus, Rossau, Kirchberg und Kirchberg, aber Kirchschlag; richtig bei Zusammensetzungen mit -dorf: Kirchdorf, Wösendorf neben Wöslau.

Das Studium der Ortsnamen überhaupt ist eine der Hauptstützen der Dialectforschung; sie geben über Vorgesichte, Colonisirung, Zustand des Landes den reichsten und sichersten Aufschluß, wenn auch der neckische Kobold, die Volksetymologie, hier gerade am üppigsten sein Spiel treibt, aus der Ansiedlung Dietbolts (des „Volkskühnen“) das Diebsholz, aus Heinrichsdorf (Hezelinsdorf, Chezelinsdorf) gar Kugelndorf macht und andere. Die volle Pracht altdeutscher Namengebung entfaltet sich im Waldviertel, wo in der genetivischen Form der Benennungen (Dietharts, Gerharts, Gerungs, Siegharts und vielen ähnlichen) das Andenken der alten Colonen fortlebt.

Die Ortsnamen weisen manche lautliche Eigenheit, so die Vorliebe für das dem Hochdeutschen fremde *oi* (so *Dis* neben *Ybbs*, beide aus *Tubisaha*; sonst gerne geschrieben *eo* in *Leoben*, *Leobersdorf*, *Loimans*, *Langenlois* etc., die im Volksmunde gleich lauten).

Neben manchem Charakteristischen in der Aussprache der Consonanten erscheinen die Abweichungen des Vocalismus überhaupt als wichtiger; sie lassen sich im Wesentlichen auf drei Hauptmomente zurückführen: 1. Vergrößerung — Aussprache des *a* gegen *o* hin, des *o* wie *u*, des *i* vor *l* wie *ü*: *ka^olt*, *Murd*, *Büldung*. 2. Nasalirung, vornehmlich im Auslaut: *i' mo^a* (ich meine), *mei^a* (mein) *Ma^o* (Mann), *i' ha^o* (ich han = habe) und so fort. 3. Diphthongisirung, am merkwürdigsten, wo einfache Laute gebrochen und nasalirt werden, so daß ein höchst eigenthümlicher, dem Fremden unaussprechbarer Ton entsteht: *scheägeln* (schielen).

Das Waldviertel, in welchem die Neuerung, *i* zu *ei*, *ü* zu *au* zu verschieben, — die südlich der Donau schon im XI. Jahrhundert anhebt, im XIII. durchdringt — zuletzt durchgegriffen hat, wahrt heutzutage die Unterschiede am schärfsten.

Hier sei noch eines sehr verbreiteten Irrthums gedacht. Es wird häufig behauptet, unsere Mundart zeige Abneigung gegen den Umlaut. Das ist unrichtig. Nur in der Präsensform des Verbums wird derselbe gemieden: du tragst, er trägt, laßt, schläft, stoßt,

fauft u. ſ. w., aber ſonſt tritt er regelmäßig, ja ſogar unorganisch ein: drei Täg (Tage), die Wägen, Käſten; dünkler (ſtatt dunkler), blüeten (bluten), ſteffen (ſtoßen) u. ſ. w. Anlaß zu dieſer irrigen Anſicht hat der Umſtand gegeben, daß der häufigſte Umlaut, der des a, in der Mundart eigenthümlich variiert. Man beachte die hiſtoriſch begründete, jedoch der Schriftſprache verlorene Unterſcheidung: da^c Göd, die Godl (Pathe), da^c Ahnl, die Ahnl. Erwähnt werden müſſen daneben auch die gewiß uralten ablautenden und alliterirenden Formeln und Zuſammenſetzungen: im Wigl-Wagl ſei (ſchwanken), am a Bliml-Blaml vormachen (einen blauen Dunſt), a verminfelte und vermanfelte G'ſchicht (verworren), grives-graves ge (durcheinander gehn); Tritſch-Tratſch und andere; alliterirend: kä Ort und kä End; ort und eben, ſei um und auf (eins und alles), hä und ba^ochen (hähnen und backen), Leberl und Lüngerl, bockboani (bockbeinig), lamla^ocket (lehmlackig), wacherlwarm und ähnliche.

Von einer eingehenden Darſtellung der Formenlehre kann hier nicht die Rede ſein: die Rückwirkung der Abſchleifung und Aſſimilation äußert ſich ſo mannigfaltig, daß faſt jedes Verbum und jedes Subſtantivum einzeln beſprochen werden müßte. Bekannt iſt, daß in den Mundarten das Geſchlecht der Subſtantiva vielfach variiert, die Abweichungen unſeres Dialectes von der Schriftſprache ſind nicht zahlreich, ſie fallen aber auf, weil ſie gangbare Ausdrücke treffen. Wir heben hervor: der Miſchen, Butter, Fä (Fahne = Kauf), Schnepf, Knödel, Melone, Poſter, Schrot, Tintenzeug; — die Botting, Huſten, Tuchend'; — das Euter, Heſen, Menſch (= Magd), Monat, Teller, Trank (des Viehs), Eck.

Charakteriſtiſch für jede Mundart iſt die Art und Weiſe, wie ſie die Verkleinerungs- und Koſeformen bildet. Die Schriftſprache hat ſich hierin nach Norden und Süden gleich nachgiebig gezeigt, duldet nicht nur Bächlein neben Häuſchen, ſondern bildet ſogar im ſelben Stamme Mäuſchen und Mäuſlein. Der Öſterreicher verkleinert, hier häufig den Umlaut vermeidend, mit der Ableitungſilbe el oder erl; wo ſich beide Formen nebeneinander finden, iſt letztere die Koſeform; ja die Form auf el iſt hin und wieder einfach ableitend, ohne irgend verkleinernde Nebenbedeutung. Mei Hauſl iſt „mein Häuſchen“, aber mei Hauſerl iſt „mein liebes Häuſchen“; Mädäl oder Madl iſt die dialectiſche Form für hochdeuſch Mädchen; Mäderl oder Maderl iſt die Koſeform. Die Mundart iſt hier wahrhaft unerſchöpflich; man denke an die Bildungen auf i: Nazi, Liſi, Fanni, Neſi, Suſi, Zilli, die beidgeſchlechtigen Pepi, Toni, Willi, Franzi, Zenzi und viele andere. Von Anna bildet das Landvolk Nani, vornehm iſt Nina, daneben allgemein Netti; aus Marie wird Mariedl, Maritſcherl, Mareidl, Moidl, Miral, Miſl, Miſi; und das ſind nicht etwa ſeltene, ſondern allverbreitete Formen! Stetig iſt der Gebrauch, der leider auch in der Umgangſprache der Gebildeten nie überwunden wird, ſo daß ſeine Unterlaſſung, ſo richtig ſie iſt, ſogar affectirt und geziert erſcheint: dem Eigennamen überall,

in allen Endungen, den bestimmten Artikel vorzusetzen. Der Artikel spielt überhaupt in der Mundart eine große Rolle, er wird häufiger angewandt als in der Schriftsprache.

Was das Zeitwort betrifft, so ist das Wiederauftauchen der Form der zweiten Person Mehrzahl (auf ts) neben dem alten Dual des Pronomens (es, enger, enk) weitaus die interessanteste Erscheinung, umso mehr, da diese Formen ein nach den deutschen



Josef Wiffon.

Auslautgelesen umgestalteter Rest gothischer Vorzeit, durch Jahrhunderte in den Schriftwerken des Mittelalters nicht erscheinen, also in den Bergthälern ein weltentlegenes Dasein geführt haben, bis sie im XIV. Jahrhundert sich wieder ausbreiten, ein Symptom des politischen Erstarkens des Stammes unter den Habsburgern.

In lautlicher Beziehung gilt es beim Verbum wie beim Substantivum, daß jedes einzelne Wort die merkwürdigsten Variationen und Assimilationen, Defecte und Wucherformen, Alterthümlichkeiten und Neubildungen zeigt, so daß sehr oft nicht zu entscheiden ist, ob im betreffenden Falle, z. B. ein erhaltener Rest einer veralteten Form oder eine

Vergröberung oder Ähnliches vorliegt. Man sehe neben altem *i' brich', i' gib', i' nim*, auch *i' kim', du kinst, er kint, mir kema'*, aber *i bi kema'* neben *i bi kuma'*; *i' kum'* ist Vergröberung — aber *g'numa', kuma'* (mittelhochdeutsch *genommen, gekumen*) kann ebensogut Nachklang der alten Formen als Neubildung sein. Zur Entscheidung ist es nothwendig, die Formen durch die Urkunden aller Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, wo sich dann allerdings die *u*-Formen als moderne Bildungen erweisen. Einige Verba sind im Gebrauche zu Partikeln eingeschrumpft, an denen die Mundart sonst überreich ist; so neben *gelt'* und dem namentlich dem Obderennser geläufigen *gē* (*gemma' gē gē?* wörtlich: *gehen wir geh' gehen?*) das viel berufene *ha°lt*. Zunächst sei festgestellt, daß jenes angebliche „halter“, das norddeutsche Autoren so gern den Österreichern in den Mund legen, nicht existirt, es ist das mißverständene, häufig zu hörende *ha°lt a'* oder *ha°lt ā* (*halt auch, halt ein*).

Wir hätten endlich noch der Wortbildung zu gedenken; ein Blick auf Schmellers Tausende von Vocabeln umfassendes Dialectwörterbuch zeigt uns den Reichthum unseres Stammes. Charakteristische Bildungen, markante Worte, treffende Composita zeitigt die Mundart in Hülle und Fülle. Man nehme die Adjectiva für menschliche Eigenschaften und man wird staunen über den Reichthum und die Anschaulichkeit der Mundart: wie drastisch sind Ausdrücke wie *aufschlach, muddelsaub'*, *riglsam* (*rührig, regsam*), *flöanböanlet* (*kleinbeinig*), *tramhappet* (*traumhüppig*), *ohaxet* (*fäbelbeinig, Füße wie ein o*) und viele andere. Wie treffend und harmlos dabei zeigt sich der Volkswitz, wenn er die Stammesgenossen und Nachbarn mit Namen nennt, denen Jahrhunderte die Weihe gegeben: die Obderennser nennt der Niederösterreicher von ihrem Lieblingsgetränke, dem Most, die *Mostschädel* und die Steirer nach Tracht und Schritt die *Kniebohrer*; die Bewohner der Bergthäler des Wienerwaldes, die Pech aus der Kienföhre gewinnen, heißen davon die „*Kēanfirenen*“, wogegen sie die Hauer des ebenen Vorlandes, die nackten Beines den Weinberg bebauen, als „*Braunhaxen*“ verspotten.

Die reiche Phantasie des Volkes, die aus seinem Wortschatze spricht, hat sich seit Menschengedenken auch im Liebe Bahn gebrochen; doch die eigentliche Stätte des Volksgesanges, des Schnadahüpfels (*Schnatterhüpflein, Tänzchen zum Worte*) ist das Bergland, das nach Niederösterreich nur seine Ausläufer entsendet. Und so hat dasselbe — abgesehen von der Hauptstadt, wo das volkstümliche Schauspiel seine Blüte erreicht hat — auch verhältnißmäßig geringeren Antheil an der Dialectdichtung als die Nachbarlandschaften.

Castelli war einer der ersten, der neben Untersuchungen über die Mundart auch Versuche in mundartlicher Dichtung anstellte. Ihm folgte F. N. Vogl, M. Baumann, von dem nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist, und Freiherr von Klesheim, der unter dem Namen des Schwarzblatts vom Wienerwalde eine Anzahl durch übergroße Empfindsamkeit und Ziererei mitunter minder erquicklicher Dichtungen veröffentlichte. Alle

überragt vornehmlich durch wohlthuende Einfachheit, Vertrautheit mit dem Volkston und Gewandtheit in der Wiedergabe der Mundart Johann Gabriel Seidl. Seine „Flinserln“ (Tand, von mittelhochdeutsch vlinz, Kies), in der reinen Mundart des B. U. W. W., reihen sich den besten gleichzeitigen Dichtungen der Oberösterreicher würdig an; die komischen Szenen im Dialecte sind harmlose, aber durchdringende Kenntniß des Volkslebens beweisende Scherze; der erste Platz dürfte jedoch den prosaischen Erzählungen zuerkannt werden. Unter diesen wieder scheint uns durch lebendige Schilderung, knappe Charakteristik, bewegte und doch einfache Handlung „'s Exami“ (das Examen) die beste: ein kleiner Knabe, der nur bis zehn zählen kann, schildert ahnungslos dem blinden Großvater, der in angstvoller Erwartung schwebt, wie sein Vater sich kämpfend vor französischen Marodeuren bergan rettet zu ihnen.

Aber der eigentliche Dichter Niederösterreichs, der seine Mundart schlicht und wahr wiedergegeben wie keiner vor und neben ihm, ist vor wenigen Jahren unbeachtet gestorben und erst nach seinem Tode ist seinem als Torso hinterbliebenen Werke die verdiente Anerkennung geworden. Dieser Mann ist der Priarist Josef Mißon aus Mühlbach am Manhartsberge (1803 bis 1875); seine Dichtung führt den Titel „da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d'Fremd“. Diese wenigen Worte genügen, den Manhartsberger zu charakterisiren, und in der That ist es die Sprache seiner heimatischen Landschaft, des unteren Manhartsviertels, die er mit seltener Meistererschaft handhabt. Mißon hat einige der besten Eigenschaften mit dem größten deutschen Dialectdichter, mit Fritz Reuter gemein; wie dieser besitzt er in ungewöhnlichem Maße die Herrschaft über die Sprache des Volkes. Nicht umsonst hat Jakob Grimm gewarnt, daß sich „die schämige Mundart sträube wider das rauschende Papier“. Nun, wer wie Reuter und Mißon nicht nur mit klarem Blick in die Seele des Volkes geschaut, sondern wem überdies die Muse die seltene und sondere Gabe verliehen, wiederzugeben, was er in diesem Zauberpiegel erblickt, darf sich an solche Aufgaben wagen! Mißons poetische Genrebilder sind von ergreifender Wahrheit; er besitzt auch Humor — und dennoch ist er gescheitert; denn er ist ein Idyllendichter, kein Epiker und seinem Gedichte fehlt die Handlung. Wohl ist es unvollendet geblieben, aber im achten Gesange ist der Naz', der die Heimat verläßt, noch immer kaum von der Stelle gerückt. Das ist auch ein Hauptgrund, weshalb das Gedicht bei all seinen sonstigen Vorzügen so wenig Leser gefunden. Aber der Ruhm des Dichters, der am treuesten heimische Sprache und Art wiedergegeben, bleibt Mißon unbestritten.

Ist er selbst nicht so gekannt, wie es sich ziemte, so hat der Fortsetzer, den er gefunden, in noch weniger weite Kreise zu dringen vermocht, und doch ist er ein würdiger Epigone, Mißons Landsmann, Schüler und Ordensbruder Josef Strobl (1845 bis 1877). Er hat eine Fortsetzung des „Naz“ versucht, von der ziemlich umfangreiche Proben

veröffentlicht wurden. Strobl zeigt sich in denselben nicht minder vertraut mit der Mundart als sein Meister, nur etwas befangen in dessen Manier. Die Handlung ist bewegter und lebendiger als bei Missou, die Genrebilder aus dem Volksleben sind voll Wahrheit und Fröhlichkeit, doch fehlt des Meisters frischer Humor und mit demselben der Hauch jener Unmittelbarkeit, der den eigensten Reiz des Missou'schen Werkchens bildet.

Dessenungeachtet sind diese drei Männer, Seidl, Missou und Strobl, würdige Repräsentanten ihres Stammes, die ihren Landsleuten die liebenswürdigsten Seiten abgelauscht und ihr Schalten und Walten harmlos und innig, schalkhaft und treu dargestellt haben, — Zeugen der Sangeslust, die in diesen Thälern daheim war, seit die ersten Ansiedler die Alpenwiesen erklimmen, bis auf ihre Enkel, deren voller Zauber vor der Sonnhitze den ersten Sonnenstrahl grüßt, der am Morgen den grauen Gipfel des Schneeberges und das Silberband der Donau in Einem Ruffe trifft.

